

## Merkmale christlicher Spiritualität heute

Friedrich Wulf SJ, München

Es gibt nur weniges in der heutigen Zeit, was nicht einer Wandlung unterworfen ist, auch in der Kirche. Vieles von dem, was wir in der Glaubensüberlieferung und in der Frömmigkeit für unwandelbar hielten, hat sich als sehr wandelbar erwiesen. Nur das (in lebendiger Überlieferung überkommene) Evangelium ist unüberholbar. An ihm muß alles in der Kirche gemessen werden (wobei die Messende die Kirche selbst ist). Aber auch das Evangelium, als in die Geschichte hineingesprochenes Gotteswort, als Botschaft, Zuspruch, Verheißung, Warnung und Gericht, muß je von neuem durch die Kirche ausgelegt und artikuliert werden, entsprechend der Entwicklungsstufe und dem Bewußtsein einer Zeit, eines Volkes, einer Kultur. Es entspricht daher einer Notwendigkeit, wenn wir heute versuchen, den alten und unüberholbaren Glauben neu auszusagen, für das Empfinden und die Vorstellungswelt unserer Zeit besser verständlich zu machen. Dieser Vorgang spiegelt sich auch in einer sich wandelnden Spiritualität wider; denn christliche Spiritualität ist nichts anderes als gelebter Glaube, gelebtes Evangelium.

Viele von uns hat diese Entwicklung unsicher, ja verwirrt gemacht, zumal beileibe nicht alles, was heute als zeitgemäße Auslegung des christlichen Glaubens, des Evangeliums angeboten wird, sich auf den Geist berufen kann. In einer solchen Situation ist es gut, einmal innezuhalten, den Weg, den Theologie und Verkündigung heute gehen, zu überschauen, sich zu fragen, von welchen Ideen und Impulsen dieser Weg bestimmt wird. Wo einer Einsicht in das tiefere Geschehen gewinnt, da mag auf manches Ungewohnte Licht fallen, und er erkennt vielleicht beglückt, wie vieles im gegenwärtigen Ringen um eine Aneignung des alten Glaubens seiner eigenen Erfahrung, seinem eigenen Verlangen und Suchen entspricht.

Will man die vielen Versuche einer zeitgemäßen Glaubensaussage einmal auf einen gemeinsamen Nenner bringen, dann bietet sich dafür der heute oft gebrauchte Begriff einer Theologie „von unten“ an. Was er besagt, zieht sich wie ein roter Faden durch alles zeitgenössische theologische Bemühen. Eine Theologie „von unten“ geht vom Menschen aus, von der menschlichen Erfahrung, der Selbst- und Welterfahrung des Menschen. Sie steht einer Theologie „von oben“ gegenüber, die direkt und vor jeder anderen Rücksicht von Gott, vom vorgegebenen Offenbarungswort des sich selbst mitteilenden Gottes ausgeht. Auch für die Theologie

„von unten“ ist selbstverständlich das Offenbarungswort, wie es in der Heiligen Schrift vorgefunden und in der Überlieferung weitergegeben wird, letzte Norm aller Glaubenserkenntnis. Aber sie sucht dieses Wort von der hiesigen, alltäglichen Daseinserkenntnis und -erfahrung her zu erhellen, sich ihm gleichsam „von unten“ her zu nähern, in der richtigen Annahme, daß Gott sein Wort in eben den Erkenntnis- und Erfahrungsräum des suchenden Menschen hineinspreche und gar nicht anders könne, wolle er sich den Menschen verständlich machen. Auf diesem Weg hofft sie, zwar langsam, aber um so existentieller in die volle Glaubenswirklichkeit einzudringen. Der heutige Christ hat bei ehrlicher Selbstbefragung den nicht unrichtigen Eindruck, daß er viele Glaubensaussagen der Bibel oder auch der kirchlichen Lehrüberlieferung ihrem unmittelbaren Wortlaut nach nicht mehr so leicht vollziehen könne. Selbst das Wort „Gott“ ist nicht wenigen unserer Zeitgenossen zur leeren, abgegriffenen Vokabel geworden, noch mehr das Wort von Gott, der Mensch geworden ist, vom Gottmenschen, der von einer Jungfrau geboren wurde, Wunder wirkte, starb und zu neuem Leben erstand, oder auch das Wort von der Auferstehung des Fleisches, vom Gericht und vom ewigen Leben. Die fortschreitende Erkenntnis der Welt und des Menschen scheint das alles Lügen zu strafen und in den Bereich der Mythologie zu verweisen. Aber – und das ist für eine Neubegründung des Glaubens bedeutsam – eben diese Erkenntnis deckt auch neue Tiefen und Dunkelheiten menschlicher Erfahrung auf, die in einer neuen Weise den Blick auf den Gott der Offenbarung freigeben, ihn als die Erfüllung innerster Sehnsucht und eines unabweisbaren Verlangens erkennen lassen, gerade dort, wo er uns im Menschen Jesus begegnet und eine neue, unzerstörbare Hoffnung aufrichtet.

Angesichts dieser Entwicklung spricht man von einer anthropologischen Wende in der neueren Theologie, einer Theologie, in der als erstes gewissermaßen nicht der Mensch Gott, sondern Gott dem Menschen und seinem Heil zugewandt ist. Man sucht dementsprechend Gott nicht mehr über dem Menschen und über der Welt, sondern im Menschen und in der Welt, oder genauer: in dem, was er am Menschen tut und wie er sich ihm in der Welt und ihren Anforderungen, in der mitmenschlichen Begegnung, in der abenteuerlichen Geschichte des Lebens als letzter, alles umfassender Sinn, als tiefste Hoffnung und Erwartung zeigt. Die Horizontale, nicht die Vertikale ist im Blickfang. Das ist zwar sehr einseitig und schließt die Gefahr einer Verkürzung der theologischen Aussagen, einer unerlaubten Anthropozentrik, in der der Mensch nur noch um sich selbst kreist, ein. Aber angesichts der Glaubenskrise, in der sich viele aufgrund der heutigen Welt- und Selbsterfahrung befinden, können wir gar nicht anders. Es

entspricht einer Not und darum einer Notwendigkeit. Früheren christlichen Generationen mag der Weg einer Theologie „von oben“ als der selbstverständliche, einzig gangbare erschienen sein – sie wurden darin vom Milieu, von der allgemeinen Überzeugung in die Richtigkeit des christlichen Glaubens unterstützt –, wir Heutigen müssen uns im Dunkeln und in der Ungesichertheit des menschlichen Daseins den Weg in den vollen Glauben erst suchen.

Eine solche Theologie „von unten“ wirkt sich notwendig auch auf das gelebte christliche Leben, auf die Spiritualität, aus. Die Spiritualität des heutigen Christen ist weithin „von unten“, von den Erfahrungen, die der Mensch im Umgang mit der modernen Welt, mit dem Mitmenschen und mit sich selbst macht, geprägt. Will man sie beschreiben und das Typische an ihr herausstellen, dann lassen sich drei Merkmale aufzählen, die sie in besonderer Weise kennzeichnen: die starke Betonung des Humanen, die Welthaftigkeit und das Dynamische.

1. Die starke Betonung des *Humanen* in der gegenwärtigen christlichen Spiritualität ist weder die Folge eines zunehmenden Glaubensschwundes noch ein Zeichen neurotischer Ichbezogenheit, sondern von der heutigen Situation einfach gefordert. Der humane Mensch, das Humanum im Menschen ist im technischen Zeitalter der zweiten industriellen Revolution, in einer von anonymen Mächten verwalteten und manipulierten Welt in eine äußerste Gefahr gekommen. Der Mensch nimmt nicht mehr seinen selbstverständlichen und unangefochtenen Ort in einer überschaubaren Welt vorgegebener Ordnungen ein. Er fühlt sich vielmehr wie verloren in den Weiten einer nach allen Seiten aufgebrochenen und von Fiebern geschüttelten Welt, bekommt die Ungesichertheit seines Lebens in allem Komfort der Wohlstandsgesellschaft täglich zu spüren. Seine Bedrängnis ist um so größer, je stärker er (selbst in den Völkermassen der dritten Welt) sich seiner Individualität bewußt geworden ist und je weniger die gesellschaftlichen Räume und Institutionen ihm die individuelle Entfaltung seiner Anlagen und Neigungen garantieren und Geborgenheit vermitteln. Die Not läßt ihn darum unabweisbar nach sich selbst und nach dem Sinn seines Daseins fragen. In dieses Fragen hinein spricht nun die moderne Anthropologie und Psychologie. Auch wenn sie keine letzte Antwort wissen, so haben doch in gewissem Sinn erst sie ansichtig gemacht, wer der Mensch ist; sie haben seine unterbewußten Tiefen mit ihren Streubungen und Verdrängungen aufgedeckt. An ihren Erkenntnissen kommt heute niemand mehr vorbei, am allerwenigsten die christliche Ethik und Spiritualität, die hier einen offensichtlichen Nachholbedarf aufzuweisen haben. Durch die ganze aszetisch-spirituelle Überlieferung der Kirche zieht sich ein untergründiger, oft nur schwer greifbarer anthropologischer

Dualismus: Der Betonung der Sündhaftigkeit des Menschen wird unvermittelt seine übernatürliche Erhebung gegenübergestellt. Natur und Gnade sind nicht genügend zur Einheit verbunden. Dem christlichen Menschenbild fehlte weithin der humane Unterbau; das Humanum ist wenig gefragt; man spricht in dieser Hinsicht geradezu von einem weißen Fleck auf der Landkarte der aszetisch-spirituellen Überlieferung der Kirche. Hier gilt es darum einiges aufzuholen, um so mehr, als viele Fragen des sittlich-religiösen Lebens heute neu bedacht werden müssen.

Da ist zunächst der Bereich des Leiblichen und Geschlechtlichen. Wir kennen heute ganz anders als früher seine anthropologische Bedeutung, sein Gewicht für die Mensch-werdung oder Person-werdung, d. h. die humane und personale Reifung des Menschen. Wir sehen den Leib nicht mehr im Gegensatz zur Seele, sondern in engster Einheit mit ihr verbunden. Der Mensch *ist* sein Leib, vollzieht sich personal in seinem Leib. Wir können erst heute Genaueres und Sachkundiges darüber sagen, wie die geschlechtsbestimmte Leiblichkeit des Menschen situations- und phasengerecht in seine personale Existenz integriert, zum Geist hin geöffnet werden kann, bzw. welche Hindernisse sich dem entgegenstellen. Wir wissen erst heute in differenzierter Weise, welche Voraussetzungen gegeben sein müssen für die Wahl der Ehe oder der Ehelosigkeit und was in den Entwicklungsphasen beider Lebensprojekte beachtet sein muß, sollen sie glücken. Eine Anthropologie der vorehelichen Keuschheit, der christlichen Ehe und der charismatisch begründeten Ehelosigkeit hat bisher weithin gefehlt.

Ein zweiter Bereich, der von den Erkenntnissen moderner Anthropologie, insbesondere der Psychologie und ihrer Einzeldisziplinen sowie der Soziologie für das christliche Leben aufgearbeitet werden muß, ist der Bereich der unmittelbaren Umwelt und Mitwelt des Menschen, des Besitzes, der Arbeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen. Dieser Bereich steht heute bevorzugt im Blick des Christen, wie die Pastoralkonstitution des Konzils deutlich zeigt. Nur dort, wo der Mensch sich nüchtern, aber engagiert auf seine Welt und den Gang seines Lebens einläßt, sie nicht nur passiv hinnehmend, sondern aktiv gestaltend, wird er er selbst, entfaltet er sich, ist auch seine Gottbegegnung und sein religiöses Leben überhaupt real und glaubhaft, ja erst möglich. Darum muß er aber etwas vom Umgang mit der ihm zugeordneten Welt verstehen. Er muß sich seine Welt schaffen, eine Welt, die von ihm geprägt ist und in der er sich wiederfindet; er muß sich in seinem Kleid zum Ausdruck bringen, er selbst sein; er muß sein Arbeitsgerät haben, das ihn Eigenes schaffen läßt, seine Wohnung, in der er zu Hause ist. Ohne irgendeinen, nur ihm zur Verfügung stehenden Besitz würde der Mensch human verkümmern und darum auch seine Religiosität gefährdet sein. In der Arbeit soll der Mensch

zu sich selbst kommen, soll er erkennen wer er ist und was er vermag, verleiblicht er sich, erweist er seine Mächtigkeit, erfährt er aber auch seine Ohnmacht. Sie ist ein Medium der Selbstverdung wie auch der Selbstentfremdung. Hybris und Frustration liegen in ihr dicht nebeneinander. Der entscheidende Punkt für seine personale Entfaltung und Vervollkommenung, und darum der eigentliche Prüfstein für die Echtheit seiner Frömmigkeit, liegt aber in der Beziehung zum Mitmenschen. Wir reden zwar viel von der Nächstenliebe als Hauptgebot des Christentums, schränken dieses Gebot aber nur allzu oft ein auf bestimmte caritative Werke, auf Almosen, Hilfeleistungen, auf Betreuung von Armen, Kranken und in irgendeiner Weise Notleidenden. Echt ist das alles nur dort, wo einer sich auf den Mitmenschen selbst, wo immer er ihm begegnet, je nach dem Einzelfall verschieden, personal einläßt, sich ihm aussetzt, auf ihn zugeht, für ihn da ist und Gemeinschaft mit ihm hat. Wo diese Humanität fehlt, scheint uns heute alle Spiritualität hohl und Fassade.

Wie für die Liebe, wird heute der humane Untergrund aller Tugenden neu bedacht: der Tapferkeit und des Durchhalts, der christlichen Entzagung und der Geduld, der Freude und der Trauer. Das gleiche gilt für die Schattenseiten des Menschen: für sein Versagen, seine Schuld, für Sünde und Erlösung. Altbekannte, aber oft genug leer gewordene Begriffe werden aufgebrochen auf ihren humanen Kern, der darum auch der Erfahrung zugänglich ist und geprüft werden kann.

Eine so starke Betonung des Humanen bringt, auch wenn sie einer Notwendigkeit entstammt und oft genug aus der Not kommt, für eine christliche Spiritualität eine Gefahr mit sich, die Gefahr eines innerweltlichen Humanismus, des Stehenbleibens beim Menschen. Es wäre aber zu wenig, wenn man dem Christen nur warnend sagte, er dürfe bei aller Humanität Gott nicht vergessen, er müsse sozusagen immer mit einem Auge auf Gott schauen. Man muß ihm vielmehr sagen, er müsse sich radikal auf seine eigene Tiefe und auf die Tiefe des Mitmenschen einlassen – eines ist vom anderen nicht zu trennen –, er müsse sich loslassen und in einer nach vorn hin immer offenen, unvorausschaubaren Liebe an den anderen wegwagen, dann werde ganz von selbst die Mitte seines Herzens zu Gott und seiner Gnade hin aufgebrochen. Das, so betont man heute gern, sei der Weg des Menschen und auch des Christen zu Gott. Christus sei ihn vorangegangen und habe ihn ermöglicht. Er sei *der Mensch schlechthin*.

2. Als zweites Merkmal christlicher Spiritualität heute nannten wir ihre *Welthaftigkeit*. Der Mensch findet sich schon immer in der Welt vor und ist im Ganzen seiner Existenz wesentlich weltbezogen. Er kann sich darum nur in der Welt und an der Welt zur Vollendung bringen, kann die Welt

nie überspringen, etwa in einem ekstatischen Aufschwung des Geistes, nicht einmal in der christlichen Mystik. Eine radikale Weltflucht ist inhuman und darum auch unchristlich. Diese Erkenntnis wird erst heute in ihrer ganzen Tiefe und Konsequenz zuende gedacht. Die aszetisch-spirituelle Überlieferung der Kirche hat ihr nur ungenügend Rechnung getragen. Welt im Sinn des Sichtbaren, des Vielen, des Veränderlichen galt als Ort der Zerstreuung, an dem der Mensch sich verliert, als Anreiz der Konkupiszenz, der Begehrlichkeit, die den Menschen gefangen hält; selbst die mitmenschliche Welt machte davon keine Ausnahme. Welt war dem Geist und seiner Vollendung in der Einung mit Gott und damit der spirituellen Vollendung feind. Man sollte sie darum meiden, ihr entsagen, soweit es möglich war.

Hier hat sich, zuletzt und für die ganze Kirche auf dem Konzil, ein grundlegender Wandel angebahnt. Er wurde durch drei Faktoren ausgelöst: (1) Wir erfahren die Welt nicht mehr als ein für allemal geordnete und gestufte Welt, wie sie das antike Weltbild, aber auch der erste biblische Schöpfungsbericht nahelegten, sondern als evolutive und machbare Welt, die einer letzten Einheit zustrebt. Diese Welt drängt sich uns immer mehr auf, fordert uns immer stärker an, weil sie ohne uns nicht das wird, was sie sein soll, menschliche Welt; ihre Not wird zum Ruf an uns, wir können uns ihr nicht mehr entziehen. (2) Wir sehen heute deutlich, daß unsere Frömmigkeit zu introvertiert und zu einseitig auf die absolute, von Gott erwartete Zukunft, auf das ewige Leben ausgerichtet war, und wir darum unsere Weltaufgabe nicht genügend in unsere Spiritualität eingebracht haben. (3) Die Theologie hat sich, durch die heutige Welterfahrung sowie durch die immer größer werdende Kluft zwischen Kirche und Welt, Glaube und Wissenschaft gedrängt, erneut der Frage der *Heilsbedeutung* der Welt und ihrer Geschichte angenommen. Sie ist dabei, den Prozeß der neuzeitlichen Säkularisierung reflex einzuholen, im Licht des Offenbarungsglaubens zu erhellen.

Das alles hat die Welthaftigkeit zu einem unabdingbaren Moment glaubhafter christlicher Spiritualität gemacht. Ja, man kann sagen, auf ihr liege heute das Schwergewicht der Spiritualität. Wer Christ sei, so sagt man, müsse weltlich, das heißt an der Welt handeln, ihre Zukunft mit schaffen, sie auf diese Zukunft hin verändern, vor allem in der Durchsetzung humaner, gerechter, allen Menschen, Völkern und Rassen gerecht werdender Strukturen. Das bedeutet eine radikale Wendung gegenüber der christlichen Überlieferung: nicht mehr die Kontemplation, sondern das Handeln gilt heute als Mitte und Angelpunkt christlicher Spiritualität.

Was angesichts einer solchen Entwicklung für die christliche Verkündigung dringend not tut, ist die Realisierung der Erkenntnis, daß die

Welt, so wie wir sie erfahren, ambivalent ist. Einerseits ist die Begegnung, der Umgang mit der Welt für die Reifung des Menschen unerlässlich, und die Arbeit an ihr ist für den Christen der erste und fundamentale Gottesdienst. Anderseits liegt die Welt trotz ihrer eschatologischen Erlösung durch Christus in der Jetzzeit noch im Argen; sie kann daher zur Gefahr und Versuchung werden und wird es, so sehr, daß die gegenwärtige Weltzuwendung der Christenheit quer durch alle Konfessionen das Evangelium nicht selten seiner Transzendenz beraubt und zu einer humanitären Botschaft zu machen droht. Demnach wird die Welthaftigkeit christlicher Spiritualität einen doppelten Aspekt haben müssen. Weltzuwendung und Weltentsagung werden sich gegenseitig zu durchdringen haben.

Zunächst gilt folgendes: Die erste und entscheidende Äußerung christlicher Spiritualität wird nach dem Gesagten nicht mehr im *ausdrücklichen* Gebet bestehen, sondern im geistlichen Vollzug des Alltags, indem einer sich nüchtern und gläubig dem Leben stellt. Je vorbehaltloser er das tut, je mehr er an die Tiefendimension der „geschöpflichen Dinge“ röhrt, um so unerbittlicher fordern sie ihn an. Nur in jenem Horizont, in dem die Welt zu Gott hin offen liegt (das gilt am eindringlichsten für die Zuwendung zum Mitmenschen), läßt sie sich so realisieren, wie es sich gebührt. Hier wird für den Glaubenden, der Gott in den „Dingen“ „anwesend“ weiß, das Tun zum Gebet. Solches Gebet drängt aber von sich aus zu einer ausdrücklichen Artikulierung, zum *formellen* Gebet, dessen Aufgabe und Inhalt einmal die reflexe Einholung des gelebten Lebens sein wird, um es vor Gottes Angesicht zu tragen, es in das Licht seines richterlichen und barmherzigen Wortes hineinzustellen, um zu danken und zu bitten, zum anderen der Vorgriff auf die Zukunft, als Einübung in die Bewältigung der aufgegebenen Wirklichkeit.

Dann aber der andere Aspekt welhaft-christlicher Spiritualität: Welt muß auch als Widerstand gegen den Geist erfahren werden, als Objektivierung der Sünde, als Schauplatz des Hasses und der Lüge, als Ort dämonischer Mächte und Gewalten. Welt ist für den Christen nicht nur Evolution, Bewegung auf eine zukünftige Endgestalt hin, sondern auch Zerstörung, Verfall und Sterben in nicht abreißender Folge. Alles Aufgebaute bricht immer wieder zusammen, alle Versuche, humane Welt zu schaffen, kommen nicht an ihr Ende, scheitern; wir leben immer mit dem Tod, der Vergeblieblichkeit, der Katastrophe.

Wenn darum die Welthaftigkeit christlicher Spiritualität aus dem Evangelium heraus gelebt werden soll, dann ist gerade heute die Mahnung des Apostels Paulus am Platz, man solle mit der Welt so umgehen, als ginge man nicht mit ihr um (1 Kor 7,31). Der Grundakt christlichen Weltvoll-

zugs heißt demnach nicht „die Welt erobern“, sondern „die Welt erleiden“. Das ist kein zeitlich-psychologisches, sondern ein theologisches „Zuerst“, die Teilnahme an der höchsten Tat Christi, an seiner Lebenshingabe in den Tod für das Heil der Welt. Nur wo die Weltpräsenz des Christen diese Tiefe erreicht, da ist auch die Arbeit am Fortschritt der Welt heilsbedeutsam, da ist der Tod überwunden, scheint durch alle Mühsal und Vergeblichkeit hindurch die endgültige Welt auf, in der Gott der Erste und der Letzte, der Alles-Umfassende und alles in seine Liebe Bergende ist.

3. Das dritte Merkmal christlicher Spiritualität ist das *Dynamische*. So sehr das gelebte Evangelium zu allen Zeiten eine schier unerschöpfliche Fülle von Weisen der Verwirklichung aufwies – kein Heiliger gleicht dem anderen –, so waren doch die Ideale, nach denen man sich ausrichtete, vorgegeben. Schon die mittelalterliche Heiligenvita war an festen Schemata orientiert. Erst recht gilt das für das kirchliche Heiligsprechungsverfahren der Neuzeit, das nach einem feststehenden Kanon von Tugenden voranging, unbekümmert um das tatsächliche Werden und Reifen der Heiligkeit im Leben eines Menschen. Man dachte statisch und seinhaft: Vollkommen ist das, so sagte man, dem nichts fehlt; Heiligkeit war die Fülle aller Tugenden.

Das können wir heute nicht mehr. Die schnell sich ändernde politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Welt, die in immer kürzeren Abständen aufeinanderfolgenden Generationen mit ihren wechselnden, oft sich widersprechenden Meinungen, die täglich auf uns einstürmenden neuen Eindrücke, der Fortschritt der Wissenschaft und der Technik, all das gibt uns das Gefühl, nichts festhalten zu können, immer wieder aufbrechen, Abschied nehmen, umdenken, sich wandeln zu müssen. Das prägt auch das Glaubensbewußtsein. Es ist kein Zufall, wenn sich die Kirche heute mit Vorzug als wanderndes Gottesvolk versteht. In dieser Vorstellung vermag der heutige Christ ohne Schwierigkeit seine Existenz zu realisieren, seine Alltagserfahrungen einzubringen.

In einer solchen Mentalität ist kein Platz mehr für starre, unveränderliche Begriffe, Ordnungen und Programme. Viele Christen heute sehen in ihnen eine Gefahr für das lebendige Leben, für Initiative und Fortschritt, sie wittern dahinter Ideologie. Es gibt für sie darum auch kein statisches Vollkommenheitsideal, keine fertigen Tugendbilder, keine sittlichen und religiösen Forderungen ohne Rücksicht auf die Voraussetzungen, die Entwicklung und die Situation des einzelnen. Jeder muß seine Möglichkeiten und die in ihm angelegte Zielgestalt kennen. So wie wir immer zu unserer Vollendung unterwegs sind, uns immer von neuem nach ihr ausstrecken müssen, so bleiben wir auch immer auf der Suche nach der Wahrheit; sie

ist uns nicht ein für allemal gegeben, auch nicht durch das Wort der Offenbarung oder das Lehramt der Kirche, wir können sie nie in Besitz nehmen, sondern müssen ständig von neuem um sie ringen, wachsen nur im Vollzug des Lebens in sie hinein, kommen nur in der realen Erprobung zu ihrer immer reicherer Erfahrung. Wer Gott ist, was Gemeinschaft mit Christus und Erlösung bedeutet, enthüllt sich uns nur schrittweise, im Gang des Lebens, im Tun des Gotteswillens, in der Erfüllung des Gebotes der Liebe.

Der heutige Christ hat den Eindruck, immer ein Fragender zu bleiben, sich in Frage stellen und nach Gott fragen zu müssen. Die tiefste religiöse Haltung des Christen unterwegs ist darum die der Hoffnung. Sie bestimmt seinen Weg. Auf diesem Weg gibt es nur *eine Konstante, einen Orientierungspunkt, einen Wegweiser*; das ist Christus. Solche Selbstbescheidung und Ungesichertheit wirkt dennoch nicht lähmend auf die eigene Initiative; der so stark in die Zukunft gerichtete Blick macht nicht blind für die Aufgaben der Gegenwart. Im Gegenteil: Der Glaube an die verheißene Zukunft, die eschatologische Hoffnung auf das siegreiche Ende ist eine Kraft für die Gegenwart, spornt an, der gewissen Zukunft entgegenzuarbeiten, sie aus dem Anruf Gottes heraus mitzuschaffen. Nur dort allerdings, wo das gläubige Wissen um die allein von Gott herbeizuführende absolute Zukunft lebendig bleibt, wo die Bitte um das Kommen des Reiches nicht verstummt, ist das radikale Engagement so vieler Christen im Hier und Jetzt, ihre Leidenschaft für die irdischen Aufgaben der Gegenwart christlich gerechtfertigt. Dann kann sich der Christ in der Arbeit für die Welt aufreihen, ohne daran religiös und geistlich zu ersticken. Die Dynamik der Gegenwart muß aufgehoben sein in der Gelassenheit und Zuversicht, die von der eschatologischen Hoffnung ausgehen.

Wenn wir die Merkmale heutiger christlicher Spiritualität auf eine Theologie „von unten“ zurückgeführt haben, dann ist damit nicht nur ein augenblicklicher theologischer Trend angezeigt, sondern etwas sehr Wesentliches in Erinnerung gerufen, was in der Vergangenheit oft zu wenig reflex bewußt gewesen ist, daß nämlich alle Offenbarungserkenntnis immer nur eine durch den jeweiligen, geschichtlich sich wandelnden Denk- und Erfahrungshorizont des Menschen vermittelt ist. Insofern ist der Träger einer solchen Theologie nicht dieser oder jener Theologe oder eine noch so große Gruppe von Theologen, sondern die Kirche. Ihre Aufgabe ist es ja gerade, in ihrer Welt- und Zeitgebundenheit um die jeweils geschichtlich fällige Artikulierung des Evangeliums bemüht zu sein. Sie wird diese Aufgabe gegenwärtig nur dann leisten, wenn sie selbst als (sichtbare und erfahrbare) Kirche das lebt, was die Christenheit heute in ihrem Denken und Handeln bewegt, wenn also die eben genannten Merkmale heutiger christlicher Spiritualität ihr Angesicht mitprägen.